

Die Offenbarung der Wirklichkeit im Denken und im Glauben

Zu Kurt Hübners Begriff szientifischer, mythischer und religiöser Vernunft

VON CHRISTOPH BÖHR

Die Einsicht, dass Vernunft und Glaube eher in einem Zusammenspiel denn in einer Entgegensetzung zu begreifen sind, ist nicht neu. Wer einen Begriff der beiden jeweils verschiedenen Weisen, Wirklichkeit zu erfassen, bilden will, wird nicht umhinkommen, den Glauben gegen die Vernunft und die Vernunft gegen den Glauben abzugrenzen. Nur so ist Einblick zu gewinnen in jenen Bereich, in dem als gemeinsame Schnittmenge beider Erkenntniswege der Glaube mit der Vernunft – und umgekehrt, die Vernunft mit dem Glauben – verbunden ist.

Es spricht viel dafür, dass offenbar jede Zeit diese gedankliche Anstrengung für sich und im Rahmen der ihr eigenen Denkgewohnheiten auf sich nehmen muss. Auch das ist vielleicht einer der Gründe, warum im letzten Jahrzehnt die Erörterung dieses Themas so bemerkenswert an Raum gewonnen hat. Es zählt zu jenen Gegenwartsfragen, die neu zu durchdenken offenbar ein Bedürfnis besteht – vielleicht auch deshalb, weil unsere Gesellschaft so sehr geneigt ist, sich im Wissen zu begründen, ohne sich hinlänglich vor Augen zu führen, dass dieses Wissen doch keinesfalls jene Sicherheit bietet, die sie sich von seinem Begriff her verspricht.

Zu den Philosophen, denen die Frage nach dem Zusammenhang von Denken und Glauben ein besonderes Anliegen war, zählt der kürzlich verstorbene Kurt Hübner. Warum kann man sagen, dass er sich dieser Frage in einer besonderen, also bemerkenswerten Weise gestellt hat? Kurt Hübner hat – als reife Frucht eines lebenslangen Forschens – das Thema mit einer seltenen Vielseitigkeit bearbeitet – einer Vielseitigkeit, die auch der Tatsache geschuldet ist, dass er von Anlage, Begabung und Ausbildung her so unterschiedliche Disziplinen wie Philosophie, Physik, Kunstgeschichte und Musik als Wissenschaftler beherrschte. Hübner kannte sich auf eine geradezu bewundernswerte Weise aus im Kosmos des Denkens und den unterschiedlichen Wissensformen, die das menschliche Denken im Verlauf seiner Geschichte hervorgebracht hat.

Die vielseitigen Kenntnisse dieses Mannes formten sich mit den Jahrzehnten zur Einzigartigkeit eines Denkens, das die Grenzen der Einzelwissenschaften sprengte, um eine übergreifende Antwort auf die zeitlose Grundfrage, die aller Wissenschaft vorangeht, zu finden: die alles entscheidende Frage nach den Erkenntnismöglichkeiten des Menschen. Verkürzungen in der Beantwortung dieser Frage – zum Beispiel zugunsten einer geradezu kindlichen Wissenschaftsgläubigkeit vieler Zeitgenossen – fanden Hübners entschiedenen Widerspruch. Weil aber solche Verkürzungen dem Geist seiner – und ja wohl auch unserer – Zeit geläufig waren (und sind), rückte das Mühen um die Begründung einer anderen, der Fülle der Wirklichkeit angemesseneren Sicht auf die Welt in den Mittelpunkt von Hübners Lebenswerk. Er zielte auf eine Zusammenschau unterschiedlicher Blickwinkel, die Wirklichkeit von Mal zu Mal anders aufscheinen lassen. Nur im Durchschreiten dieser verschiedenen Zugänge ist eine unverkürzte Weltsicht zu erreichen. So lässt sich wohl Hübners These alles in allem zusammenfassen. Weil er selbst als Universalist im besten Sinn des Wortes gelten darf, war er für die Aufgabe einer philosophischen Synopse bestens gerüstet. Seine Eigenständigkeit im Denken erwies sich schon früh als eine Wegweisung für die Forschung – und daran hat sich bis heute nichts geändert. Die Weite seines Blicks, seine bewundernswerten Kenntnisse und die Tiefe seines Denkens haben ihm diese Rolle zufallen lassen.

Hübner wurde am 1. September 1921 als Kind einer außergewöhnlich musischen Familie in Prag, der seinerzeitigen Kulturmetropole in der Mitte Europas, geboren. Er studierte dort zunächst Kunstgeschichte und Philosophie, ging dann nach Rostock und

Kiel, wo er – nach seinem Einsatz als Soldat in Russland und zweijähriger Kriegsgefangenschaft in den Vereinigten Staaten – 1951 mit einer Arbeit über *Das transzendente Subjekt als Teil der Natur*¹ promovierte. Schon diese Erstlingschrift ist bemerkenswert, weil sie einen seltenen Gegenstand wissenschaftlicher Befassung zu ihrem Thema machte: Kants *opus postumum* nämlich, in dem sich die Spuren des von Kant geplanten, aber alters- und krankheitsbedingt nicht mehr ausgeführten Abschlusses seiner Philosophie finden. Hübner lehrte als ordentlicher Professor zunächst in Berlin und dann in Kiel, war von 1969 bis 1975 Präsident der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie und gründete nach dem Fall der Mauer 1994 zusammen mit Teodor Iljitsch Oiserman, einem bekannten russischen Philosophen, das „Zentrum zum Studium der deutschen Philosophie und Soziologie“ in Moskau.

Ihren Ausgangspunkt, beginnend mit der Dissertation, setzt Hübners Philosophie mit der Frage nach den Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis. Dabei ist es seinem Denken entsprechend sinnvoll, in der Mehrzahl von jenen verschiedenen Möglichkeiten zu sprechen, die dem Menschen verfügbar sind, um Erkenntnisse zu gewinnen. Die Beschäftigung mit dieser nun tatsächlich grundlegendsten aller grundlegenden Fragen führte ihn zur Wissenschaftstheorie, der seine erste größere und bis heute viel gelesene Buchveröffentlichung *Kritik der wissenschaftlichen Vernunft*² aus dem Jahr 1978 – und seitdem mehrfach neu aufgelegt³ – gilt. Er ist gut gewappnet für die Beantwortung der Frage nach dem theoretischen Status unseres Wissens; in seinem Blickfeld liegen nicht nur die Geistes-, sondern auch die Naturwissenschaften: Ein Studium der Physik holt er nach, während er schon als Philosophieprofessor lehrt. Auf knapp fünfhundert Seiten führt Hübner den Leser durch die Geschichte der Wissenschaftstheorie in die Mitte der zeitgenössischen, bis heute andauernden Auseinandersetzungen.

Man kann sich kaum vorstellen, wie umfangreich die Beschäftigung des Philosophen mit den Naturwissenschaften gewesen sein muss, damit er dieses Buch hat schreiben können. Es geht Hübner im Kern um die Begründungs- und Wahrheitsfrage in ihrer doppelten Gestalt – wie sie gemeinhin wissenschaftlich als Theorie der Empirie und historisch als Hermeneutik des Mythos verstanden wird. Gleich zu Beginn, im ersten Satz der Einleitung zu dieser Arbeit, widmet Hübner sich der Veranlassung seiner Untersuchung, indem er feststellt:

Viele glauben heute, Wahrheit und Erkenntnis im eigentlichen Sinne könne es nur in der Wissenschaft geben und deswegen müßten allmählich alle Bereiche des Daseins von ihr beherrscht werden. Und auch dies ist eine weitverbreitete Meinung, daß Humanität wesentlich von wissenschaftlicher Aufklärung abhängt. Außerwissenschaftliches wie Kunst, Religion, Mythos sind daher vielleicht mehr denn je Anlaß zur Verlegenheit – wie soll man sie noch ernst nehmen und rechtfertigen können?⁴

Damit ist jene Frage aufgeworfen, die Hübner in den folgenden 35 Jahren bis zu seinem Tod nicht mehr loslassen wird. Den dreieinhalb Jahrzehnten dieses ununterbrochenen, vertieften und ertragreichen Nachdenkens, das vor allem der Entfaltung und Prüfung jener

¹ K. Hübner, *Das transzendente Subjekt als Teil der Natur. Eine Untersuchung über Kants Opus postumum*, unveröff. Ms., Kiel 1951; eine Kurzfassung findet sich unter dem Titel: Leib und Erfahrung in Kants Opus postumum. in: ZPhF 7 (1953) 204–220, ein Wiederabdruck dieses Aufsatzes unter dem gleichen Titel in: Kant. Zur Deutung seiner Theorie von Erkennen und Handeln, herausgegeben von G. Prauss, Köln 1973, 192–205. Die Beschäftigung mit Kant begleitete Hübner sein ganzes Leben lang; vgl. dazu vor allem das Kapitel zu Kants Religionslehre in: K. Hübner, *Glaube und Denken. Dimensionen der Wirklichkeit*, Tübingen 2001, 460–478, mit der zutreffenden – und wichtigen, gerade weil auch heute gelegentlich immer noch bestrittenen – Feststellung, ebd. 461: „Kants oberstes Ziel“ war „die Rechtfertigung des Glaubens“.

² K. Hübner, *Kritik der wissenschaftlichen Vernunft*, Freiburg i. Br./München 1978.

³ Die zweite Auflage erschien schon 1979; Übersetzungen ins Spanische, Italienische, Japanische, Portugiesische und Russische folgten 1981, 1982, 1983, 1992, 1993 und 1994; in deutscher Sprache ist das Buch in dritter und vierter Auflage 1986 und 1993 erschienen.

⁴ Hübner, *Kritik der wissenschaftlichen Vernunft*, 15.

entscheidenden These von der Gleichwertigkeit unterschiedlicher Wege der Wirklichkeits- erfassung dient, verdanken wir Überlegungen, die zweifellos zum Besten dessen zählen, was in den letzten Jahrzehnten über die Möglichkeit der Erkenntnis von Wahrheit geschrieben wurde. Dass dabei die Frage nach der Erkenntnis nie von der Frage nach dem Menschen abzulösen ist, macht schon der zweite Satz der Einleitung zur *Kritik der wissenschaftlichen Vernunft* deutlich: Es ist ein Irrtum zu glauben, Humanität hänge wesentlich oder gar ausschließlich von wissenschaftlicher Aufklärung ab – um den Preis einer Verkürzung der Welt und des Menschen auf eine dürftige empirische Theorie, die nicht mehr und nichts anderes zum Inhalt hat als eine nur zeitbedingte Mutmaßung über Verursachungen. In anderen Worten: Wissenschaft, so Hübner, beruhe nicht auf Erfahrung, sondern auf Festsetzungen, die keiner überzeitlichen Vernunft unterliegen. Diese Festsetzungen sind zwar durchaus logisch und rational, aber eben immer auch historisch bedingt, also kontingent, sie entsprechen dem jeweiligen Kenntnisstand und ändern sich im Laufe der Zeit immer dann, wenn die wissenschaftliche Vernunft jeweils zu neuen Einsichten findet. Einen Alleinvertretungsanspruch auf Wahrheit kann diese wissenschaftliche Vernunft nicht erheben, sie ist, wie alles Denken, immer und ausschließlich ein Kind ihrer Zeit.

Hier nun knüpft Hübners Beschäftigung mit dem Mythos an. Viele verbinden seinen Namen bis heute vor allem mit dieser Forschung, die den Alleinvertretungsanspruch auf Wahrheit durch die „Wissenschaft“ in ihre Schranken weist. In seinem Buch *Die Wahrheit des Mythos*, erstmals erschienen 1985⁵, geht Hübner der dem Mythos eigenen Vernunft nach. Der Begriff des „Mythos“ meint bei ihm nicht das Fabulöse oder Legen- däre, sondern zielt auf jene Denk- und Erfahrungsordnung, in der Menschen im Zeitalter des antiken Weltbildes lebten, bis der Begriff der „Wissenschaft“ dieser Ordnung den ihr eigenen Wahrheitsanspruch streitig machte – eine Sichtweise, die bis heute andauert, ohne dass sie tatsächlich begründet werden könnte. In der Denkordnung des Mythos – in Hübners Begrifflichkeit: seiner Ontologie – bilden Subjekt und Objekt eine unlösliche Einheit, während beide in der Erkenntnisordnung – der Ontologie – der Wissenschaft scharf voneinander getrennt werden. Wahrheit ist in der Ontologie des Mythos' nicht die Übereinstimmung des vom Subjekt Gedachten mit den Objekten der Wirklichkeit, sondern Wahrheit ist hier das Unverborgene, insoweit es sich dem Menschen, in dessen Denken dann Subjekt und Objekt zusammenfallen, zeigt und öffnet.⁶

Hübner nennt die jeweiligen unterschiedlichen Denk- und Erfahrungsordnungen, die uns die Welt erleben und erkennen helfen, Ontologien⁷ – Erkenntnis- und Seins- Ordnungen mit einer je eigenen Rationalität, die ein je eigenes Recht auf die Erfassung der Wahrheit begründet. Was wissenschaftlich unerklärbar bleibt und sich zum Beispiel im Zusammengehörigkeitsgefühl einer Nation, im Erleben von Musik oder in den Empfindungen des Religiösen zeigt, darf nicht minder als „wahr“ gelten als die Ergebnisse der gemeinhin, wengleich missverständlich als ‚exakt‘ bezeichneten Wissenschaft. Diese Gleichrangigkeit unterschiedlicher Erkenntnisordnungen begründet Hübner in seinen

⁵ K. Hübner, *Die Wahrheit des Mythos*, München 1985; Übersetzungen ins Italienische, Russische, Spanische und Japanische 1990, 1996 und 2000; deutsch in zweiter Auflage München 2011.

⁶ Hübner, *Die Wahrheit des Mythos*, 265: „Da der Mythos die scharfe Trennung zwischen Subjekt und Objekt, Bewußtsein und Gegenstand im Sinne der wissenschaftlichen Ontologie nicht kennt ..., beruht für ihn Erkenntnis auch nicht darauf, daß ein Subjekt in der rein geistigen Innerlichkeit seines Denkens ein außerhalb seiner liegendes Objekt erfäßt, sondern er begrifft sie als einen Vorgang, in dem die numinose Substanz, die das an ihr teilhabende Objekt durchdringt, in den Erkennenden einfließt und ihn erfüllt. Alles Ideelle ist ja ... zugleich ein materielles und umgekehrt; das Vorgestellte ist in gewissem Sinne schon das Wahrgenommene ...“

⁷ K. Hübner, *Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne. Ein kritischer Leitfadens* zu einer Problemgeschichte, Augsburg 2006, 88, versteht unter ‚Ontologie‘ „eine umfassende und strukturierte Auffassung von Wirklichkeit“. Verschiedene Ontologien sind insofern gleichberechtigt, ebd., „als sie die apriorischen Grundlagen jeder in ihrem Rahmen sich abspielenden Erfahrung darstellen, diese Grundlagen aber, weil alles auf sie gegründet ist, selbst nicht mehr begründet werden können“. Folglich kann man auch nicht mit letzter Gewissheit begründen, warum zum Beispiel eine Ontologie (beispielsweise die der Wissenschaft) der anderen (beispielsweise die der Offenbarung) vorgezogen werden sollte.

folgenden Schriften, die seiner Philosophie immer unverwechselbarere und selbstständigere Konturen verleihen: *Das Nationale*, 1991⁸, kurz darauf *Die zweite Schöpfung*, ein Buch über das *Wirkliche in Kunst und Musik*, 1994⁹, sowie schließlich die „Alterswerke“: *Glaube und Denken*, 2001¹⁰, *Das Christentum im Wettstreit der Weltreligionen*, 2003¹¹, und endlich *Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne*, 2006¹².

Gerade die letztgenannte Schrift zieht so etwas wie die Quersumme eines lebenslangen Nachdenkens.¹³ Die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Glaube und Vernunft wurde mit der Zeit immer stärker zu Hübners Leit- und Lebensfrage. Sein Spätwerk liefert, wie kaum woanders zu finden, die Fülle der Gründe zur Anerkennung der Vernünftigkeit des Glaubens. Er behandelt diese Verhältnisbestimmung unter den Vorzeichen eines Begriffs von Wirklichkeit, deren Vielgestaltigkeit, der sich Menschen in ihrem Erkennen nähern, unterschiedliche Zugänge erfordert: wissenschaftliche, religiöse, mythische, ästhetische. Jeder dieser Zugänge führt dazu, der Wirklichkeit, wenn auch auf ganz unterschiedlichen Wegen, auf die Spur zu kommen, um sie in der Vielfalt ihrer einander nicht widersprechenden, sondern sich wechselseitig ergänzenden Dimensionen erfassen zu können. In deren Zusammenschau erst ergibt sich das, was wir „Welt“ nennen, die nur „aspektisch“, also unter den Bedingungen dieses oder jenes Zugangs ihrer Fasslichkeit, erfahrbar und erkennbar ist.¹⁴ So entwickeln sich „komplementäre Ontologien“ als ein Ensemble von Grundbegriffen und Anschauungsformen des allgemeinen Seins – kurz: eine Ordnung des Grundgefüges von Wirklichkeit – in wechselseitiger Ergänzung und Bezogenheit. Damit widerspricht Hübner entschieden der verbreiteten Auffassung einer vermeintlichen Höherrangigkeit jener Vernunft, die in Fragen der Erkenntnis der – sogenannten – Wissenschaft den Vorrang gegenüber Mythos, Ästhetik und Religion zuweist.

Wenn Hübner von Ontologie spricht, dann meint er, wie es dem Begriff entspricht, das Sein als eine Wirklichkeit, die denkunabhängig besteht, auch wenn sie dem erkennenden Menschen nur im Denken gegeben ist. Im Blick auf diese Grundfrage bewegt sich Hübner ganz an der Seite der klassischen Philosophie, so umfassend er auch die zeitgenössischen – und der dieser Feststellung über das Sein als der Wirklichkeit widersprechenden – Strömungen prüfend in den Blick nimmt.

Die Überzeugung, dass es ohne die Zugriffsmöglichkeit unseres Denkens auf ein Sein wenig zielführend und somit eher müßig ist, der Frage nachzugehen, was es mit unserem Denken überhaupt auf sich hat, macht ihn als Wissenschaftler zum Baumeister jenes dem zeitgenössischen Denken vorgeschobenen Brückenkopfes, von dem aus heute weitergedacht werden muss – am eher trostlosen Ende aller Versuche einer philosophi-

⁸ K. Hübner, *Das Nationale*. Verdrängtes, Unvermeidliches, Erstrebenswertes, Graz 1991.

⁹ K. Hübner, *Die zweite Schöpfung*. Das Wirkliche in Kunst und Musik, München 1994.

¹⁰ K. Hübner, *Glauben und Denken*. Dimensionen der Wirklichkeit, Tübingen 2001; in zweiter Auflage Tübingen 2004.

¹¹ K. Hübner, *Das Christentum im Wettstreit der Weltreligionen*. Zur Frage der Toleranz, Tübingen 2003.

¹² K. Hübner, *Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne*. Ein kritischer Leitfaden zu einer Problemgeschichte, Augsburg 2006.

¹³ Aus diesem Grund sind die folgenden Zitate vorzugsweise dem genannten – und dem letzten zu Lebzeiten erschienenen – Buch entnommen, das, alles in allem, eine gute Zusammenfassung des Hübnerschen Denkens – und zwar, zum Vorteil des Lesers, in der Auseinandersetzung mit anderen Denkwegen wie zum Beispiel dem Friedrich Schleiermachers, Adolf von Harnacks, Karl Barths, Rudolf Bultmanns, Romano Guardinis, Karl Rahners, Joseph Ratzingers und weiterer – enthält.

¹⁴ Vgl. Hübner, *Glaube und Denken*, 602: Der jeweils „aspektische Charakter“ menschlicher Wirklichkeitserfahrung „geht auch dann nicht verloren, wenn Theorien historisch längst vergangen sind, genauso wenig wie der Aspekt, unter den ich einen Gegenstand betrachte, dadurch aufgehoben würde, daß ich meinen Standpunkt inzwischen gewechselt habe. Nun gibt es allerdings Fälle, wo eine spätere Theorie eindeutig bestimmte Aspekte einer früheren empirisch korrigiert ... Aber das bedeutet nur, daß in dieser Hinsicht Aspekte in Betracht gezogen wurden, die einem späteren theoretischen Zusammenhang vorbehalten waren, dem gegenwärtigen aber gar nicht sinngemäß eingeordnet werden konnten, weswegen man im gegebenen Fall von einem vorwissenschaftlichen Zustand sprechen kann.“

schen Dekonstruktion des Seins als einer vermeintlich unzuverlässigen, nur eingebildeten Größe, wie sie Teilen der gegenwärtigen Geisteswissenschaft bestenfalls als ein Ergebnis der Fähigkeit des Menschen zur Selbsttäuschung erscheint. Der Bodenlosigkeit, in die eine Leugnung des Seins und der Fähigkeit, sich ihm im Denken zu vergewissern, führt, hält Hübner begründend entgegen, dass sich im Erkennen eines Menschen Subjekt und Objekt seiner Erkenntnis begegnen und gleichsam Hand in Hand halten.

Hier liegt wohl Hübners entscheidendes Verdienst: im Nachdenken über das Sein als Gegenstand unserer Erkenntnis: ein Sein, das uns in seiner Fülle gegeben ist und im Erkennen, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen, erfasst werden kann. Ebendas ist es, was ihm gelegentlich und mit Recht die ehrenvolle Bezeichnung eines „katholischen Philosophen“ einbrachte. Es hatte Gründe, dass Papst Benedikt XVI. ihn, nachdem beide durch einen jahrelangen Briefwechsel und vielfältige Gleichklänge im Denken¹⁵ miteinander verbunden waren, im Jahr 2006 zu einer Begegnung nach Castel Gandolfo einlud: die, wie seine Enkelin Antonia Fuchs, die ihn damals begleitete, später berichtet¹⁶, wohl wichtigste Reise im Leben ihres Großvaters.

Hübner war katholisch, nicht nur im Sinne der Denomination und der Konfession. Katholisch ist sein Denken über den Menschen und die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist vielfältig und vielschichtig. Um sie zu erfassen, darf die Erkenntnisordnung des Glaubens, die Ontologie der Religion mithin, nicht einfach unter den Tisch fallen: Wer im Glauben der Wirklichkeit begegnet, lässt sich auf die unwiderrufliche Offenbarung ein. Diese Bindung an eine Offenbarung unterscheidet die Erkenntnis im Glauben von anderen Wegen menschlicher Wirklichkeitserfassung.¹⁷

Die Ontologie der Offenbarung ist, wie Hübner zusammenfassend feststellt, jener der Wissenschaft gleichrangig, obwohl beide sachlich in einem Verhältnis der Entgegensetzung stehen: weil nämlich „in der Ontologie der Offenbarung der Mensch, das Subjekt, vom Objekt, von Gott her und nicht, wie in den Wissenschaften, das Objekt vom Subjekt her bestimmt wird“¹⁸. Die Vernunft des Menschen erfasst im Glauben ein Sein: eine Wirklichkeit, von der man sich verwerfend abwenden, die man aber erkennend nicht leugnen kann, genauer gesagt: deren Rang als Erkenntnis man nicht einfach abtun kann¹⁹, sofern der Mensch offen bleiben will für die Fülle seines eigenen Seins²⁰.

¹⁵ Der wohl bedeutsamste Gleichklang findet sich in einer Unterscheidung zwischen zwei wechselseitig aufeinander zugeordneten Gesichtspunkten innerhalb des Begriffs der Vernunft – die Unterscheidung zwischen einer wissenschaftlich beschreibenden und einer vernehmend sinnstiftenden Vernunft; vgl. dazu die sehr frühe Stelle bei *J. Ratzinger*, *Dogma und Verkündigung*, München/Freiburg i. Br. 1973, 105; der Gedanke findet sich dann an vielen Stellen in dem neun Jahre später veröffentlichten Grundlagenwerk: *Theologische Prinzipienlehre. Bausteine zur Fundamentaltheologie*, München 1982, besonders 75–76.

¹⁶ *A. Groll*, *Wissenschaft, Religion, Mythos: Wirklichkeitsdimensionen bei Kurt Hübner und die Erfahrung ‚absoluter‘ Wahrheit*, in: *Das Geheimnis der Wirklichkeit. Kurt Hübner zum 90. Geburtstag*, herausgegeben von *V. Kapp* und *W. Theobald*, Freiburg i. Br./München 2011, 220–234, hier 220; dem Gleichklang im Denken von Ratzinger und Hübner widmet sich ausführlich die Arbeit von *A. Groll*, *Philosophische Diskussion des Vernunftbegriffs Benedikts XVI.*, Diss. phil., unveröff. Ms., Wien 2009, online einsehbar unter: http://othes.univie.ac.at/8075/1/2009-11-24_0060964.pdf, abgerufen am 27. Februar 2013.

¹⁷ Vgl. *K. Hübner*, *Wissenschaftstheorie und Theologie*, in: *ThPh* 82 (2007) 46–64.

¹⁸ *Hübner*, *Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne*, 285; vgl. auch ebd. 89; dazu *Ratzinger*, *Theologische Prinzipienlehre*, 75: „Man kann Gott nicht ebenso feststellen wie irgendein meßbares Ding.“

¹⁹ Vgl. *Hübner*, *Glaube und Denken*, 605: Im „Zeichen des wissenschaftlichen Zeitalters“ konnten „längst für erledigt gehaltene andere Formen der Wirklichkeitsbetrachtung wie diejenige des Mythos oder der Offenbarung von ihr nur praktisch, niemals aber theoretisch verdrängt werden“.

²⁰ *Hübner*, *Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne*, 285: „Die Leugnung dieses notwendigen Anspruchs (sc. auf eine unbedingte Wahrheit) ist weit mehr als das bloße Geständnis, nicht glauben zu können; es ist die (unhaltbare) Leugnung der Möglichkeit des Glaubens überhaupt.“ *Hübner*, ebd. 210, begründet die Unhaltbarkeit der Leugnung einer Möglichkeit des

Während die Vernunft der Wissenschaft dem Subjekt lediglich erlaubt, sich sein Objekt, die Welt, in Begriffen zu erschließen – und das heißt am Ende immer: in eine Begrifflichkeit zu „setzen“, gleichsam zu einer These zu bringen, ist die Wirklichkeit, die im Glauben erkannt wird²¹, weder einer Begründung bedürftig noch ist sie durch Begriffe „gesetzt“. Hier, in der „Ontologie“ der Religion, verschmelzen Subjekt und Objekt: Gott tritt aus der Verborgenheit in die Unverborgenheit – die *a-letheia*²²: Angesichts der Offenbarung des Absoluten²³ lässt der Mensch alles Denken in Hypothesen hinter sich; in jener Erkenntnis, die sich als ein Offenbarwerden ereignet, versinken alle subjektiven Bedingungen, unter denen das Denken andernfalls versuchen muss, sich einer Sache zu vergewissern. Der Glaube eines Menschen unterscheidet sich in der Art der Erkenntnis grundlegend von einer Vermutung über die Wirklichkeit.

Im Glauben ereignet sich reine Empfängnis²⁴, wie Hübner schreibt, die reine Empfängnis eines Seins, nämlich des Seins Gottes, das sich offenbarend dem Menschen als eine nicht weiter begründungsbedürftige Wirklichkeit, als eine bedingungslose Wahrheit, zeigt. Katholisch ist dieses Denken auch insofern, als es begründet, warum der unbedingte

Glaubens überhaupt wissenschaftstheoretisch: „Glaube stützt sich ... entweder auf eine absolute Offenbarung oder es ist kein Glaube, sondern eine Hypothese. Wollte man aber dagegen anführen, dann hätte eben der Glaube kein Recht, weil alles nur hypothetisch angenommen werden könne, dann wäre das ... ein Widerspruch in sich selbst, weil damit der Behauptung, es gäbe nur ein hypothetisches, z. B. transzendentes Denken, eine absolute Geltung gegeben würde.“ Ergänzend und ganz im Sinne Hübners sei darauf verwiesen, dass Kant, der Begründer des transzendentalen Denkens, dieses Denken an die notwendige und unbedingte Geltung der postulierten Ideen – also einen Glauben – bindet.

²¹ Was heißt, im Glauben zu erkennen? Die Frage rührt an die Bestimmung des Verhältnisses von Glaube und Vernunft – Hübners wissenschaftliche Leitfrage über Jahrzehnte. Ist es überhaupt möglich, ein Leben zu führen, ohne es in einem Glauben zu führen? Aufgegriffen wird diese Fragestellung vom ‚letzten Schüler‘ Hübners, Werner Theobald, der mit gutem Grund die Ansicht vertritt, dass es nicht möglich ist, ein Leben zu führen, ohne es in einem Glauben zu führen; vgl. dazu *W. Theobald, Ohne Gott? Glaube und Moral*, Augsburg 2008, 108. Theobald, Mitherausgeber der oben schon erwähnten Festschrift zu Hübners 90. Geburtstag, promovierte 1994 bei Hübner und leitet heute den Forschungsbereich ‚Ethik in den Lebenswissenschaften‘ an der Universität Kiel.

²² *Hübner, Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne*, 85: In der Offenbarung zeigt sich „Wahrheit als Unverborgenheit des Gegenstandes (*a-letheia*) im Gegensatz zur Wahrheit als Übereinstimmung von durch das Subjekt erdachten Sätzen mit der Wirklichkeit“.

²³ Vgl. *Hübner, Das Christentum im Wettstreit der Weltreligionen*, 139: Es „ist ein Widerspruch in sich selbst, das Absolute, das der von der Nichtigkeit, Vergänglichkeit und Relativität aller Dinge heimgesuchte Mensch in der Religion zu finden hofft, ausgerechnet in der Sphäre des nur Relativen suchen zu wollen ... Wer ... dem Irrtum verfallen ist, daß es kein vertretbares Denken außer dem hypothetischen Denken gibt, der sollte besser aller Religion abschwören. Das hypothetische und damit relative Denken auch in das Religiöse hinein verpflanzen zu wollen, ist buchstäblich ohne Sinn, und der Versuch, in der Sphäre des Religiösen die Fahne des Relativismus zu hissen, ist genauso absurd, wie in der Sphäre der Wissenschaften die Fahne des Dogmatismus aufpflanzen zu wollen.“

²⁴ Vgl. *Hübner, Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne*, 209: In der Ontologie des Mythos „verschwindet das transzendente Subjekt vollständig. Das Ich wird zu einem reinen Gefäß der Empfängnis der wirklichen Unverborgenheit, nämlich einer numinosen oder göttlichen Empfängnis, also ist ihm auch die Wirklichkeit nicht durchgängig hypothetisch gegeben wie im Falle des transzendentalen Subjekts, dessen Erkenntnis immer nur unter den im Ich gesetzten apriorischen Bedingungen möglich ist. Nun ist zwar die Wahrheit des Unverborgenen eine absolute Wahrheit, aber Wahrheit kann ja auch verborgen werden, so daß auch Irrtum und Trug möglich sind. Doch haben, mythisch gesehen, auch diese nicht einen im Subjekt liegenden Grund, sondern sind gleichsam numinose Verhängnisse.“ Gerade deshalb bedarf die Offenbarung der Auslegung nach den Maßstäben der Vernunft; vgl. dazu *K. Hübner, Unzeitgemäß glauben*, in: *Die Tagespost* (30. Dezember 2010): „Kein Glaube ohne vernünftige Auslegung, keine solche Auslegung ohne Rationalität und jene Verknüpfung mit der menschlichen Lebenswelt, die durch die menschliche Vernunft bestimmt ist.“

Wahrheitsanspruch dieser Offenbarung als der Empfängnis eines Seins nicht gelehnet werden kann. Hübner findet zu dieser Begründung – und damit fällt er aus dem Rahmen herkömmlicher, im Ergebnis ähnlich lautender Befunde – einer Wissenschaft von der Wissenschaft. Als solche nämlich ist ein erheblicher Teil seiner Schriften angelegt.

Das „Sein“ – die Wahrheit, mehr noch: die absolute, also von allen Bedingungen ihrer Geltung los- und abgelöste Wahrheit – der empfangenen Offenbarung macht eine metatheoretische Differenzierung notwendig, die zwischen der „nichtontologischen Innenbetrachtung“ und der „begriffsontologischen Außenbetrachtung“ von Erkenntnis unterscheidet.²⁵ Die Wirklichkeit, die so auf zwei verschiedenen Wegen zu fassen ist, bleibt dabei am Ende doch immer ein Geheimnis, das sich keineswegs bis in die letzten Winkel ausleuchten lässt. Mit gutem Grund haben deshalb Volker Kapp und Werner Theobald als Herausgeber der anlässlich von Hübners 90. Geburtstag beim Verlag Alber veröffentlichten Festschrift²⁶ für das Buch eben diesen Titel gewählt: *Das Geheimnis der Wirklichkeit* – ein Buch, das auch deshalb Aufmerksamkeit verdient, weil es, ganz dem Ansatz Hübners verpflichtet, das Geheimnis der Wirklichkeit interdisziplinär in den Blick nimmt und nicht in den Fehler so vieler Festschriften verfällt, dem verdutzten Leser ein „Leipziger Allerlei“ aufzutischen.

Der letzte, noch zu seinen Lebzeiten veröffentlichte Text Kurt Hübners²⁷ berührt ein Thema – besser gesagt: eine Frage –, die aus den zeitgenössischen Auseinandersetzungen herausragt, weil sich in ihr wie in einem Brennglas das geistige Ringen der Gegenwart versammelt: die Frage, warum der Mensch eine unantastbare Würde hat.²⁸ Hübner macht auf den eigentümlichen Widerspruch aufmerksam, dass es einerseits kaum einen Politiker in Deutschland gibt, der sich „nicht immer und immer wieder“ auf die Menschenwürde beruft. Gleichwohl wird deren Begründungsbedürftigkeit, der ja angesichts der tagtäglichen, zahllosen Verletzungen der Würde nicht empirisch Genüge getan werden kann, ausgeblendet. Obwohl ständig missachtet, verschließen viele, denen es längst zur Gewohnheit geworden ist, sich auf die Würde des Menschen zu berufen, die Augen vor deren erstem Beweggrund, so dass die Bezugnahme auf den starken Begriff oftmals zu einer eigentümlich schwachen Aussage gerät. Und tatsächlich kann, wer die Verankerung der Würde im Unbedingten leugnet, aus dem Begriff nur eine bedingte Forde-

²⁵ Hübner, *Glaube und Denken*, 375: Geht man metatheoretisch von der Außenbetrachtung zu einer „nichtontologischen Innenbetrachtung“ über, wozu man wegen der nur kontingenten und daher nicht zwingenden begriffsontologischen Außenbetrachtung ein unwiderlegbares, theoretisches Recht besitzt, zu jener Innenbetrachtung also, wo die Trennung von Subjekt und Objekt und damit die nur bedingte, von a priori gesetzten, ontologischen Prinzipien ausgehende, hypothetisch-deduktive Wahrheit nicht vorkommt, sondern das Subjekt unmittelbar, ohne solche hypothetische Erkenntnisbedingungen, die göttliche Offenbarung empfängt, dann läßt sich, gerade metatheoretisch, eine absolute Wahrheit nicht ausschließen, sondern muß als theoretische Möglichkeit akzeptiert werden. ... Das Recht, von einer ... korrekt verstandenen, doppelten Wahrheit zu sprechen, nämlich einmal von einer absoluten und einmal von einer bedingten – welche letztere nichts mit Wahrscheinlichkeit zu tun hat –, dieses Recht liegt also, kurz zusammengefaßt, darin, daß nichtontologische Wirklichkeitsauffassungen möglich sind, weil ontologische, ihrer eigenen Voraussetzung nach, selbst keinen absoluten Geltungsanspruch haben können“ (Hervorhebung Ch. B.).

²⁶ *Das Geheimnis der Wirklichkeit*; vgl. dazu die Besprechung von C. Böhr, *Das Geheimnis der Wirklichkeit* ergünden, in: *Die Tagespost* (5. Januar 2013).

²⁷ K. Hübner, *Die Würde des Menschen*, in: *Philosophischer Wegweiser*, herausgegeben von L. Trabert, Freiburg i. Br./München 2010, 80–83.

²⁸ Vgl. dazu näherhin *Theobald*, *Ohne Gott?*, 84–85, besonders auch 164: „Ohne den Hauch des Numinosen, ohne den Glanz der Gottebenbildlichkeit, der allein erst dem Menschen seine Würde und Unantastbarkeit gibt, ist deren Existenz letztlich nicht denkbar.“ In diesem Zusammenhang vgl. die Begründung der Menschenwürde im Begriff der Unfassbarkeit bei W. Schweidler, *Über Menschenwürde. Der Ursprung der Person und die Kultur des Lebens*, Wiesbaden 2012, 157.

rung ihres Schutzes ableiten.²⁹ Im Ton schroff, aber in der Sache treffend, stellt Hübner fest: „Die heutige ständige Berufung auf die Menschenrechte entbehrt jeder Begründung.“³⁰ Und weil dem so ist, erweist sich der Begriff als Leitlinie des Handelns, als die er allseitig und übergreifend gerne ausgegeben wird, so schwach und hilflos, wenn es darum geht, „die Grenze zwischen dem sittlich Erlaubten und einem moralischen Eudaimonismus, der die wahre Humanität in der Befriedigung eines allgemeinen Glücksstrebens sieht“, zu bestimmen.³¹

Gibt es einen Humanismus ohne Gott?³² Ist ein solcher Humanismus, der von der Würde des Menschen spricht, ohne diese Würde mit einer Letztbegründung – also einem Glauben – zu verbinden, vorstellbar?³³ Wohl keine andere Streitfrage steht mit vergleichbarer Bedeutung im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen unserer Gegenwart.³⁴ Wie kann der Begriff der Menschenwürde begründet werden, wenn innerhalb dieser Begründung die Bezugnahme auf eine dem Menschen jenseitige, gegenüberliegende Wirklichkeit nicht erfolgt? Wer spricht denn zum Menschen, so ist zu fragen, wenn dieser die Stimme seines Gewissens vernimmt? Grundsätzlicher noch: Was meint ein Mensch in der Sache, wenn er sich auf sein Gewissen beruft, aber die Wirklichkeit Gottes nicht anzuerkennen bereit ist? Wer oder was ist dann der Urheber solcher Gewissheit, die uns durch die Stimme des Gewissens mitgeteilt wird? Unsere Erziehung, die gesellschaftliche Mehrheitsmeinung, ein Über-Ich, der gute Geschmack, das also, was uns im Augenblick als einleuchtend oder vorteilhaft, weniger anstößig, mehrheitsfähig und unter Gesichtspunkten des eigenen Machterhalts als angebracht Erscheinende?

Kann es ein Gewissen ohne Gott geben? Die Berufung auf das Gewissen hat in unserer Kultur, zum Beispiel in der Politik, den Status und die Funktion einer Letztbegründung und ist doch zugleich immer mehr zu einer inhaltsleeren Worthülse geworden. Sie beendet jedes weitere Fortschreiten in der Kette der Begründungen für eine Handlungsentscheidung, verweigert sich aber dennoch, Rechenschaft abzulegen über ihr Zustandekommen. Was heißt das für eine Kultur, die zum Nominalismus neigt, also dem Spruch des Gewissens folgerichtig den Rang eines wirklichen Seins, und zwar jenseits hausgemachter eigener Beliebigkeiten, abspricht? Kurzum: Welchen Glauben teilt ein

²⁹ Hübner, Die Würde des Menschen, 80, beruft sich hier auf *A. Camus, Der Mensch in der Revolte. Essays*. Hamburg 1953, 87, der mit Blick auf Friedrich Nietzsche bemerkt: Dieser habe „wohl erkannt, daß der Humanitarismus nur ein der höheren Rechtfertigung beraubtes Christentum war, das den Endzweck bewahrte und den ersten Beweggrund verwarf. ... Die Philosophie säkularisiert das Ideal. Aber es kommen die Tyrannen und säkularisieren die Philosophien, die ihnen dazu das Recht geben“, nachdem sie – die Tyrannen wie die ihnen zu Diensten stehenden Philosophien – zuvor die Verankerung in einer letzten, unbedingten Gründung aus der Welt schafften.

³⁰ Hübner, Die Würde des Menschen, 81.

³¹ Ebd.

³² Vgl. Hübner, Glaube und Denken, 596: Heute ist ein „neuer Humanismus entstanden ... , dem, weil er im Zuge des allgemeinen Transzendenzverlustes von Grund auf hedonistisch ist, jedes Recht abgesprochen werden muß, sich, wie er es beständig tut, auf die Menschenwürde zu berufen. ... Vergeblich versucht man, ... sog. Ethik-Kommissionen zu berufen, denn wo sind die normativen Prinzipien, auf denen sie aufbauen könnten, wenn dabei doch von vornherein alles Metaphysische und Religiöse als durch aufgeklärte Rationalität überholt und überwunden werden sollen?“

³³ Theobald, Ohne Gott?, 164, verweist in diesem Zusammenhang auf S. Žižek, Die gnadenlose Liebe, Frankfurt am Main 2001, 9: „Die verborgene Kehrseite dieses Widerstandes (sc. seinen Glauben „offen und öffentlich“ zu bekennen) besteht darin, daß niemand dem Glauben wirklich entkommt – ein Phänomen, das gerade heute, in unseren angeblich gottlosen Zeiten, besonders hervorgehoben zu werden verdient. D. h., in unserer angeblich atheistischen, hedonistischen, posttraditionellen, säkularen Kultur, in der niemand bereit ist, seinen Glauben offen einzugestehen, ist die zugrundeliegende Struktur des Glaubens dafür um so weiter verbreitet: Wir alle glauben heimlich.“

³⁴ Vgl. dazu schon Hübner, Irrwege und Wege der Theologie in die Moderne, 91–92, 258, 280.

Mensch, der sich letztbegründend auf sein Gewissen beruft?³⁵ Von welchen Überzeugungen ist er getragen?

Tatsächlich ist es heute oft eine schiere Nutzenerwägung, der sich die Politik handlungsleitend zuneigt. Dem erhofften Vorteil lässt sich allerdings sehr viel leichter Gehör und Durchsetzung verschaffen, wenn man die eigene Handlungsbestimmung nicht als eine – begründungsbedürftige – Wette auf Nützlichkeit, sondern als einen – unantastbaren – Spruch des Gewissens ausgibt. Jedes weitere Zurückschreiten im Fragen wird auf diese Weise unterbunden. Aber wie kann der Spruch des Gewissens unantastbar sein, wenn das Denken im Übrigen jede Anrufung einer Unantastbarkeit als Essentialismus zurückweist, weil es nur Hypothesen, aber nichts Absolutes gelten lässt?

In diesem Zusammenhang geht es keineswegs um die begründete Vorbereitung der Rückkehr eines entschwundenen Glaubens, sondern im Sinne Hübners um die Entfaltung einer Wissenschaft von der Wissenschaft und die innere Schlüssigkeit vernünftigen Denkens. Das war Hübners vorrangiges Anliegen. Wer das Absolute als eine vermeintliche Häresie des Essentialismus bestreitet, kann nicht, wenn es ihm gerade zupass kommt, die Berufung auf ebendieses Absolute zur Grundlage einer Handlungsbestimmung machen. Solche Brüche im Denken leugnen den Anspruch, den die Vernunft an das Denken stellt.

In großer Klarheit und mit nicht minder großer Eindringlichkeit hat Hübner die Frage nach dem ersten und zugleich bestimmenden, alles weitere Denken begründenden Beweggrund unserer Überzeugungen³⁶ als die zu Lebzeiten in seiner letzten schriftlichen Äußerung von ihm noch einmal ins Spiel gebrachte Fragestellung hinterlassen.

³⁵ Dabei geht es *Hübner*, Das Christentum im Wettstreit der Weltreligionen, 148, nicht unmittelbar und vordergründig um eine „Rückkehr zum Glauben“, sondern darum, „daß man sich von der epochalen Verblendung befreit, er [sc. der Glaube] habe dem heutigen Menschen deswegen nichts mehr zu sagen, weil er seiner humanistischen Idee von Vernunft, Aufklärung und Freiheit widerspreche“. Auf ebendiese Feststellung Hübners nimmt *J. Ratzinger*, Was die Welt zusammenhält. Vorpolitische moralische Grundlagen eines freiheitlichen Staates, in: *J. Habermas/ J. Ratzinger*, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion, herausgegeben von *F. Schuller*, Freiburg i. Br. 2005, 39–61, hier 56–57, ausdrücklich Bezug und erläutert, daran anschließend, ebd. 57, seine These der notwendigen Korrelationalität von Vernunft und Glaube, „die zu gegenseitiger Reinigung und Heilung berufen sind und die sich gegenseitig brauchen und das gegenseitig anerkennen müssen“.

³⁶ Vgl. dazu *Theobald*, Ohne Gott?, 114, in sachgerechter Weiterführung des Hübnerschen Denkens: Nur „in bezug auf ein ... Absolutes scheint unser Denken und Handeln wieder einen Anhalt und ein Maß zu finden, deren es dringend bedarf“. Theobald verweist in diesem Zusammenhang treffend auf den Vorschlag von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., dass auch, wer den Weg zur Bejahung Gottes nicht finden kann, doch so leben sollte, als ob es Gott gäbe; vgl. *J. Ratzinger*, Europa in der Krise der Kulturen, in: *M. Peral/J. Ratzinger*, Ohne Wurzeln. Der Relativismus und die Krise der europäischen Kultur, Augsburg 2005, 62–86, hier 81–82: „Kant hatte die Erkennbarkeit Gottes im Bereich der reinen Vernunft bestritten, aber Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Postulate der praktischen Vernunft dargestellt, ohne die seiner Einsicht nach konsequenterweise sittliches Handeln nicht möglich ist. Gibt uns nicht die Weltlage von heute Anlaß dazu, neu nachzudenken, ob er nicht recht hatte? Ich will dasselbe noch einmal anders formulieren: Der zu Ende geführte Versuch, die menschlichen Dinge unter gänzlicher Absehung von Gott zu gestalten, führt uns immer mehr an den Rand des Abgrunds – zur Abschaffung des Menschen hin. Sollten wir da nicht das Axiom der Aufklärer umkehren und sagen: Auch wer den Weg zur Bejahung Gottes nicht finden kann, sollte doch zu leben und das Leben zu gestalten versuchen *veluti si Deus daretur* – als ob es Gott gäbe ...; es ist der Rat, den wir auch heute unseren ungläubigen Freunden geben werden. Da wird niemand in seiner Freiheit beeinträchtigt, aber unser aller Dinge finden einen Anhalt und ein Maß, deren wir dringend bedürfen.“ Ratzinger macht deutlich, was heute gemeinhin aus dem Blick geraten ist: dass nämlich ausnahmslos jede Axiomatik in sich eine Axiologie enthält. Bei der Wahl jedweder Axiomatik ist deshalb darauf zu achten, welche Axiologie – ausgesprochen oder unausgesprochen – in ihr steckt. Dann nämlich ergibt sich auf den ersten Blick, dass eine Axiomatik, die den Glauben ablehnt, keinesfalls vernünftiger und höherrangiger ist als eine Axiomatik, die den Glauben als eine Erkenntnisform ins Recht setzt.

Sein ganzes Denken steuert auf diese Frage zu. Und die Grundlage ihrer Beantwortung hat er in seinen Schriften gelegt, nämlich überall dort, wo er den Begriff der Wirklichkeit – und die Wege zu ihrer Erkenntnis – in ein neues Licht rückt, indem er darauf verweist, dass „Wirklichkeit“ eben nicht nur als das zu begreifen ist, was gemessen und gewogen werden kann, und dass dieser Wirklichkeit, auch wenn sie nicht gemessen und gewogen werden kann, dennoch ein Sein zukommt.

Kurt Hübner, 1921 geboren, ist tot; er verstarb am 8. Februar im Alter von 91 Jahren. Mit ihm verliert die Philosophie in Deutschland einen ihrer herausragenden Köpfe. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus fand und findet er Anerkennung, auch wegen der schlüssigen Klarheit seines Denkens. Seine Sprache ist zudem wohlthuend verständlich. Seine Schriften wurden in zahlreiche europäische und außereuropäische Sprachen übersetzt; sie wirken fort, mehr noch: Sie laden ein, ja, fordern dazu auf, dort weiterzudenken, wo der Tod dem Denken des Verstorbenen nach einem ungewöhnlich ertragreichen Leben ein Ende setzte.

Dank an P. Werner Löser S.J.

Professor Dr. Werner Löser S.J. ist am 31. Mai dieses Jahres nach zehnjähriger Amtszeit als Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift aus der Schriftleitung, der er insgesamt 35 Jahre angehörte, ausgeschieden. Dass „Theologie und Philosophie“ in den vergangenen Jahren unter Wahrung von Profil und wissenschaftlichem Anspruch kontinuierlich fortgeführt werden konnte, ist zu einem wesentlichen Teil sein Verdienst. Gern unterzog er sich der zeitaufwendigen Aufgabe, alle Textangebote zu prüfen, bevor weitere Gutachten angefordert wurden. Möglichst einvernehmliche Entscheidungen bei der endgültigen Textauswahl sowie eine annehmbare Form der Vermittlung von Anmerkungen und Wünschen der Gutachter an die Autorinnen und Autoren waren ihm besondere Anliegen.

Die guten Kontakte zwischen der Schriftleitung und dem Herder-Verlag wurden von Pater Löser geschätzt und gepflegt. Die Zusammenarbeit war stets erfreulich und auf beiden Seiten zuverlässig wie ein Uhrwerk. Für die weitere Fortsetzung konnte er wichtige strukturelle Voraussetzungen schaffen.

Schon vor seinem Eintritt in die Schriftleitung war Pater Löser als Autor für „Theologie und Philosophie“ tätig. Insgesamt steuerte er bisher zehn Abhandlungen, zwölf Beiträge und mehr als 230 Rezensionen bei; deren erste, zu einer Schrift Hans Urs von Balthasars, erschien vor 43 Jahren.

Erfreulicherweise hat Pater Löser zugesagt, auch in Zukunft Texte für „Theologie und Philosophie“ zu verfassen. So verbinden wir, die für die Weiterführung der Zeitschrift verantwortlich sind, mit dem aufrichtigen Dank für seinen jahrzehntelangen vorbildlichen Einsatz die Hoffnung auf eine fruchtbare Zusammenarbeit auch in den kommenden Jahren.

Für Schriftleitung und Redaktion
JOHANNES ARNOLD

In die Schriftleitung von „Theologie und Philosophie“ wurde durch Pater Provinzial Dr. Stefan Kiechle S.J. berufen:

Dr. Alexander Löffler S.J., Frankfurt am Main

Ein herzliches Willkommen!